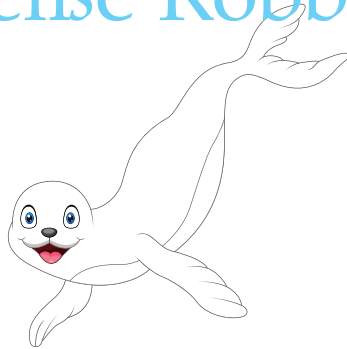


Daunenweich

Die kleine weiße Robbe



BERNHARD RUTRECHT

IMPRESSUM

1. Auflage

© 2021 Bernhard Rutrecht

Verlag: myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

ISBN Paperback: 978-3-99129-424-5

ISBN Hardcover: 978-3-99129-422-1

ISBN E-Book: 978-3-99129-423-8

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Hallo, mein Name ist Julian Emanuel und ich wohne mit meiner Familie in einem kleinen Ort am Lake Okeechobee in Florida. Ich nenne diesen See meinen Traumsee, denn wenn ich mal nicht weiterweiß, egal, was für ein Problem ich habe, steige ich auf mein Mountainbike und fahre zu ihm hin. Dort sitze ich oft stundenlang am Ufer und beobachte die Fische, die sich reichlich im See tummeln. Alles kommt mir dann so vor, als wäre es ein Traum, und mir wird bewusst, wie schön eigentlich unsere Welt ist. Und ganz geschwind sind auch meine Sorgen wie weggeblasen.

Ehrlich gesagt fühle ich mich dann viel freier, denn mir ist klargeworden, dass ich wirklich ein schönes Leben habe. Ich schwinge mich wieder auf mein Mountainbike und fahre nach Hause, wo es Leute gibt, die mich lieben. Mein Papa sagt immer: „Mein lieber Julian, wenn du mal Sorgen hast, dann geh hinaus

in die Natur, öffne dein Herz und deine Augen, und du wirst sehen, all die Probleme sind im Nu weg.“ Und er hat einfach recht, mein Papa. Er ist sowieso der beste auf der ganzen Welt; na, warum? Weil er einfach seine Familie liebt, und das ist das wichtigste Gut auf der ganzen Welt. Denn ganz egal, mit welchem Problem wir zu ihm kommen, er bringt alles wieder ins richtige Lot.

Aber das ist nicht der Punkt, meine Lieben, denn das, was ich euch jetzt erzählen werde, haut euch von den Socken. Ich kann es ja bis heute selbst noch nicht glauben, warum und weshalb das alles geschehen musste. Oder musste das einfach passieren, damit wir Menschen endlich einmal daraus lernen, dass man heutzutage nicht so mit der Tierwelt umgehen darf? Ich kann nur darauf hoffen, dass meine Geschichte dazu beiträgt. Ich weiß noch ganz genau, wann es begonnen hat, es war der 28. April, denn an diesem Tag hat mein Papa Geburtstag ...

Der Fund am See

Papa kam von der Arbeit nachhause. Er ist Flugkapitän und donnert immer mit den riesigen Himmelflitzern durch die Lüfte, und ich bin mächtig stolz auf ihn. Wir organisierten natürlich eine Geburtstagsparty und hatten eine Menge Spass daran. Mama hüpfte den ganzen Tag schon umher wie eine Ballerina und meine große Schwester Judith, die sowieso nicht richtig frisch ist in der Birne, saß vorm Fernseher und schaute sich einen Liebesfilm mit Brad Pitt an. Und dann warteten wir, bis endlich Papa nach Hause kam.

„Papa kommt!“, schrie Judith. „Jeder auf seine Position!“ Und dann kamen die Schritte immer näher, die Tür öffnete sich und Papa kam herein. Und dann gings auch schon los! „Happy Birthday, lieber Papa, happy Birthday und viel Glück ...“, sangen wir drei. Papa war ganz entsetzt und auch ein bisschen erschrocken, seine Augen wurden immer größer und er lächelte. „Oh, mein Gott“, sagte er und die Tränen rannten ihm über die Wangen.

„Kommt her, meine Lieben, und lasst euch ganz fest drücken. Ich liebe euch so.“ „Und wir lieben dich“, sprach Mama und hielt Papa ganz fest. „Alles Liebe, mein Schatz, zu deinem vierzigsten, bleib schön gesund und lass uns bitte nie mehr so lange allein.“ Dann gab sie ihm noch einen dicken fetten Schmatz auf den Mund.

„Komm, Paps“, sagte ich, dabei nahm ich seine Hand und führte ihn in unser Esszimmer, „sieh dir mal die schöne Torte an, die Mama für dich gebacken hat.“ Das Kunstwerk stand in der Mitte des Tisches, vierzig brennende Kerzen rahmten ein kleines Flugzeug ein, das Mama als Deko daraufgesetzt hatte. Es sah so wunderschön aus und Papa strahlte wie ein kleines Baby.

„Blas' die Kerzen aus“, sagte ich, „und dann wünsch dir was! Aber mit voller Puste, Paps, damit ein bisschen Action reinkommt“, dabei grinste ich wie ein neuer Penny. Sogleich holte Papa auch schon ganz tief Luft und mit einem Buster waren die Kerzen auch schon aus. Mama und Judith klatschten.

„Bravo, braaavooo!“

„Ich bitte alle zu Tisch“, sprach Mama.

„Endlich!“, rief ich. „Ich habe schon so einen Kohldampf. Und du, Paps?“

„Und wie, ich freue mich auch schon auf die Leckerei.“

Nach dem Essen fragte Papa:

„Und, meine Lieben, was wollen wir heute noch unternehmen?“

„Ich habe da schon eine Idee“, antwortete Judith. „Fahren wir endlich wieder einmal alle mit den Fahrrädern an den See, um zu fischen und Spaß zu haben. Na, was meint ihr?“

„Einverstanden“, erwiderte ich, „ich glaube, dass heute die Fische besonders gut beißen ...“

„Wie kommst du darauf?“, fragte mich Papa.

„Na, dreimal darfst du raten. Weil heute trübes Wetter ist und die Fische dann besonders aggressiv sind, dann beißen sie eben lieber.“ Dabei tat ich so, als wäre ich ein Fischerprofi, und grinste dabei. Nun ja, wenn man bedenkt, dass ich fast alles übers Fischen gelesen habe und sehr oft alleine am See bin, kann man ruhig sagen, ich bin ein Profi.

„Ja dann“, sagte Papa, „wird es aber höchste Zeit, in die Garage zu gehen, um alles zusammenzupacken. Wir müssen ja auch noch die Angelruten überprüfen, damit alles tiptop funktioniert.“

So gingen Papa und ich in die Garage, aber plötzlich blieb er stehen und meinte: „Warte, Julian ...“, dann huschte er auch schon mit eiligen Schritten zurück zu Mama und Judith. „Bitte, ihr Lieben, packt uns noch ein paar Sandwiches und was zu trinken ein.“

„Ja, machen wir“, erwiderte Mama. Es dauerte nicht lange, als Mama und Judith vollgepackt mit guten Dingen bereit waren.

„Los geht's!“, gab nun Mama das Komando, dann brausten wir auch schon los, die nächste Straße hinunter und raus aus dem Ort.

Jeder wollte natürlich der Erste sein, aber gegen Papa hatten wir einfach keine Chance. Er war ziemlich gut durchtrainiert, und das musste er auch sein als Pilot. Aber eines Tages werde ich ihn schon schaffen, wenn ich größer bin ...

Als wir dann endlich nach ungefähr zwanzig Minuten den See erreicht und unsere Fahrräder am Ufer an den Bäumen angelehnt hatten, sausten wir so schnell es ging hinunter zum kleinen Holzsteg, den ich nur den »Holzwurm« nannte. Ja, Holzwurm, da das Holz schon so morsch war und der kleine Steg sich aufs Wasser hinausschlangelte wie ein Wurm. So, als ob er Angst habe und nur davon wolle.

Wie oft ich da schon Angst hatte, denn es ächzte und knackte nur so unter den Füßen, und ein paar Mal wäre ich fast eingebrochen. Aber leider kümmert sich niemand darum. Trotz allem ist dieser Platz mein schönster auf der ganzen Welt, es ist so still hier, und das Beste von allem ist, dass man so einiges erleben kann.

„Alle an die Angeln“, flüsterte Papa uns zu und stand voller Stolz da mit seinem alten Fischerhut, der, glaube ich, schon einige Jahre auf dem Buckel hatte, so wie der aussah ...

Aber egal, Hauptsache war, dass wir alle glücklich waren und Papa nun endlich seine freien Tage genießen konnte.

Mama und Judith hielten immer einen kleinen Abstand zu uns Männern, sie saßen am Ufer des Sees und hielten ihre Angeln ganz fest in der Hand. Oder hatten sie nur Angst, dass wir sie auslachen würden, weil sie sich manchmal wirklich blöd anstellten?

Dabei sahen sie immer zu uns herüber und kicherten. Sie unterhielten sich bestimmt wieder über Judiths neuen Freund, den sie in der Berufsschule kennengelernt hatte. Einen Freund, der Floh heißt, na, gewaltig ...

Nun ja, meine Schwester Judith ist ja auch ein fleißiges und braves Mädchen und, wie die Jungs immer sagen, ein wirklich steiler Zahn. Sie ist auch sehr hübsch, schwarze Haare, braune Augen, und ich liebe sie einfach.

„Oh, mein Gott!“, schrie Papa. „Ich habe einen an der Angel! Kann mir vielleicht jemand helfen?“

Judith ließ alles fallen und flitzte mit voller Tube zu uns hinüber, um Papa an der Angel zu unterstützen.

„Halt’ sie ganz fest“, sagte sie noch ganz außer Atem, „ich bin schon da. Ja, ja, langsam einholen, nicht zu fest, sonst reißt noch die Angelschnur. Oooooohhhhhh, mein lieber Scholli, das ist vielleicht ein Brocken!“ Aber Papa hatte alles im Griff.

„Schnell, Judith, den Kescher, halt ihn schön darunter, damit ich den Prachtburschen hineinbefördern kann ...“

Gesagt, getan, aber Judith kam nicht mehr dazu, denn der Fisch war so groß und stark, dass er die Angelschnur abriss – und weg war er.

„Verflixt noch mal, schade. Na, das Prachtexemplar ist uns davongezischt“, meinte Judith.

„Mach dir nichts daraus, es sollte eben nicht sein. Und, ganz ehrlich gesagt, bin ich auch nicht böse darüber ...“

Nur Mama konnte sich vor lauter Lachen nicht mehr halten. „Hiiiiii, hiiiiii, haaaaa, haaaaa, uuups, beinah hätte ich jetzt auch noch in die Hose gemacht.“ Und dann lachten wir alle, Fisch weg, fast in die Hose gemacht, na, wenn das kein Spass ist, dann weiß ich auch nicht mehr weiter.

Wir waren glücklich und zufrieden, setzten uns an das Ufer, aßen ein Sandwiches und dazu tranken wir Cola. Wir blickten alle hinaus auf den See, der so friedlich vor uns lag, und schauten den Vögeln und kleinen Enten zu, die sich im Wasser vergnügten. Man spürte nur einen leichten Windhauch im Gesicht, das war sehr erfrischend und tat gut bei dieser Hitze. Und dann passierte es, ich weiß auch nicht, wie uns geschah ... Mama und Judith zuckten zusammen und im selben Augenblick schrien sie auch schon los:

„Ah, oh, mein Gott, was ist das?“ Sie zeigten mit den Händen gleichzeitig an eine Stelle am See, der dort eine kleine Biegung macht.

Sie schluchzten und brachten kein Wort mehr heraus. Ihre Körper zitterten, als hätten sie gerade einen Geist gesehen, der sie holen wollte. Sie umklammerten sich fest und saßen da wie ein Häufchen Elend. Papa zischte nur so hoch, es dauerte einige Minuten, bis er Mama und Judith wieder einigermaßen beruhigt hatte. Dann sah er erst in die gezeigte Richtung.

„Zum Teufel noch mal, was ist das bloß?“ Erst nach genauerem Hinsehen bemerkte Papa, dass dort am Rande des Sees unter den Bäumen ein kleines weißes Häufchen lag. Und um den kleinen Körper krächzten vier riesengroße Adler mit schneeweißen Köpfen. Es sah grauenvoll aus und hörte sich auch so an. Immer und immer wieder machte es »Krrääächz«. Es hörte sich an wie in einem alten Westernfilm, wo auch immer die Geier oder die Aasfresser um einen kreisten und fürchterlich schrien ... Auch meine Knie zitterten nur so, ich stand da wie angewurzelt und beobachtete Papa.

Der auch nicht wusste, was er tun sollte. Dann ging er langsam hinunter zum Steg, drehte sich wieder dem Geschehen zu, schaute hin und her und schüttelte nur ahnungslos den Kopf.

„Was soll ich nur tun?“, fragte er. Doch eines war ihm klar:

„Wir müssen da rüber, um dem Tier, egal was für eines, zu helfen. Sonst werden die vier großen Viecher das kleine Geschöpf mit Sicherheit bei lebendigem Leib auffressen. Und das dürfen wir nicht zulassen.“

Papa sah uns ganz enttäuscht an und seine Mundwinkel fiberierten. Dann kam er auf uns zu und sagte mit tiefer Stimme:

„Julian, Judith, ihr zwei kommt mit mir. Mama, du bleibst hier und rührst dich nicht von der Stelle, wir geben dir dann ein Zeichen, beobachte uns ganz genau. Wenn uns eines von den Viechern angreift, dann holst du Hilfe.“

„Ihr könnt euch darauf verlassen, dass ich mich hier nicht wegrühre“, erwiderte Mama mit ängstlicher Stimme.

Papa, Judith und ich gingen dann ganz langsam, wie Katzen, damit wir ja keinen Lärm machten, und näherten uns dem Geschehen. Unsere Herzen klopften wie verrückt.

Als wir nun vor den vier großen Tieren in einem Abstand von einigen Metern standen, sahen wir erst, dass die Adler mit den weißen Köpfen dem kleinen Geschöpf, das am Boden lag, gar nichts taten. Es sah fast so aus, als wollten sie das Tier beschützen. In der Mitte lag das kleine weiße Bündel und ringsherum spähten die Adler. Sie sprangen hoch, bewegten sich mal nach links und dann wieder nach rechts. Ihren scharfen Augen entging nichts, wie ein Pfeil schossen diese dorthin, wo sich etwas

bewegte. Es war wirklich unheimlich, und ich hatte ganz ehrlich gesagt die Hose gestrichen voll.

„Runter mit euch!“, befahl Papa und zeigte mit seiner Hand nach unten. Blitzschnell gingen wir in Deckung und warteten, was jetzt wohl passierte ... Judith und ich hatten das Gefühl, dass solch ein Monstrum von Adler über uns wäre, um uns die Krallen ins Gesicht zu hauen. Wir hatten große Angst.

„Wir müssen ganz leise sein“, sagte Papa, „sonst machen wir sie nur noch aggressiver. Ich will mit den Biestern nichts zu tun bekommen!“

„Glaubst du, wir vielleicht“, antwortete Judith, „mir zittern so die Hände, dass ich einen Faden in eine laufende Nähmaschine einfädeln könnte.“

„Hat jemand eine Idee?“, fragte Papa.

„Nun ja“, meinte ich, „das Beste wird sein, einfach Augen zu und durch, oder?“

Papa kroch ganz langsam aus unserem Versteck heraus, guckte ganz kurz zu Mama hinüber und sah, dass sie wie eine Irre mit den Händen herumfuchtelte. So, als ob sie ihm ein Zeichen geben wollte: »Na los, auf was wartet ihr noch, geht schon hin, ihr Hosenscheißer!«

„Kommt, ihr zwei“, sagte Papa und stand auf. Als wir uns

dann auch erhoben und uns Papa näherten, sahen wir, dass uns jetzt die vier Bestien da drüben entdeckt hatten. Es war also zu spät, um wegzurennen. Papa sprach zu uns mit leiser Stimme: „Wir müssen nur eng zusammenbleiben, dann kann uns nichts passieren.“ Und so stolzierten wir mit vorsichtigen Schritten zu dem kleinen weißen Bündel ...

Als wir dort angekommen waren, flogen die vier Weißköpfe davon.

„Kräääks, kräääks“, es war ein höllischer Lärm. Aber nach einigen Flügelschlägen setzten sie sich wieder nieder und beobachteten uns ganz genau. Natürlich spähten wir auch hinüber, um ganz sicher zu gehen, dass sie nicht im selben Augenblick über uns herfielen. Dann erst traten wir dem weißen Bündel, das dort ganz blutverschmiert lag, näher. Judith konnte sich nicht mehr halten und weinte drauflos, die Tränen schossen ihr nur so runter und das Reden fiel ihr schwer.

„Was hat man mit dir nur gemacht“, sagte sie, kroch zu dem kleinen Tier hin und berührte das Geschöpf vorsichtig. „Hab keine Angst mehr, wir sind ja da, und wir werden dich beschützen, egal was geschieht.“ So kauerten die beiden auf dem Boden und Judith streichelte ganz lieb und zart das Köpfchen. Als dann auch Papa und ich uns dazuknieten, sahen wir erst das Ausmaß der Verletzungen.

„Judith“, sagte Papa, „lass mich einmal schauen.“ Er nahm ganz vorsichtig das weiße Bündel auf seinen Schoß, hielt mit einer Hand das Köpfchen fest und mit der anderen griff er unter das Tier, um es nicht noch mehr zu verletzen.

„Das ist eine kleine Sattelrobbe“, sagte Judith und wischte sich erst mal die Tränen aus den Augen, „ich weiß es ganz genau, ich habe erst gestern in der Zeitung darüber gelesen.“

„Du hast recht“, erwiderte Papa, „das ist eine Sattelrobbe. Ich frage mich nur, wie sie hierher gekommen ist.“

Die kleine Robbe lag so friedlich auf Papas Arm und wir staunten nur darüber.

Plötzlich machte das kleine geschundene Tier ganz langsam die Äuglein auf, schaute mit treuem Blick Papa an, und eine Träne kullerte über ihr Gesicht. So, als ob sie sagen wollte: »Bitte helft mir, bitte.« Dann kam es auch über mich und ich weinte drauflos, es ging einfach nicht anders. Ich hockte mich auch hin und streichelte dem kleinen Körper über das schneeweiße Fell.

„Wie flauschig das ist“, stellte ich fest, „wie ein Polster, so richtig zum hineinkuscheln.“ Auch Judith streichelte darüber.

„Ja, du hast recht. Es fühlt sich an wie Daunen.“

„Aber seht mal“, sprach Papa, „rundherum um den kleinen Kopf sind Wunden und daraus kommt all das Blut.“ Als Judith und ich dann auch genauer hinsahen, bemerkten wir kleine Löcher

am Hinterkopf, das wunderschöne weiße Fell war ganz verschmiert und pickte richtig an dem kleinen Körper fest. Papa sah der kleinen Robbe ins Gesicht und sprach:

„Hab keine Angst, wir tun dir nichts“, und dann sah er erst, was für wunderschöne blaue Augen das Tier hatte. Er schluchzte, drehte sich hinüber zu dem Platz, wo Mama stand, und winkte ihr herüber, anschließend schaute er wieder in die Augen der Robbe.

Im selben Moment kamen die vier Adler wieder näher und flatterten mit den Flügeln. Wir zuckten zusammen, aber ich glaube, sie spürten, dass wir der Robbe nichts taten. Und so saßen wir uns nun, Papa mit der Robbe, Judith und ich, gegenüber und die Adler einen Meter hinter uns. Plötzlich ging das Gekrächze wieder los, aber nicht lange.

Sie taten dies nur, weil Mama herübergekommen war, deshalb waren die vier Adler unruhig geworden.

„Hol bitte ganz schnell das Auto“, sagte Papa zu Mama. „Und bring auch Decken mit, damit wir die Kleine zudecken können. Wir warten einstweilen hier, bis du wiederkommst, und beeil dich.“

„Okay“, antwortete Mama, „bin schon unterwegs.“ Dann sprintete sie hinauf, wo unsere Fahrräder standen, stieg auf und trat in die Pedale, was das Zeug hielt.

Wir saßen nur so da, der eine sah den anderen an und keiner traute sich was zu sagen, um nicht noch mehr Aufregung hineinzubringen. Denn wer weiß, was die Robbe schon alles hinter sich hatte.

Und eines kann ich euch sagen, wenn man auf jemanden warten muss, in solch einer Situation, dann können Minuten zu Stunden werden.

Dann endlich sahen wir auch schon Mama mit dem Auto anbrausen. Sie sprang raus, eine Decke im Arm, und stürmte den Hang hinunter. Sie war so aufgeregt und wusste zuerst nicht, was sie tun sollte.

„Leg die Decke neben die Robbe“, sagte Papa, „ich versuche sie ganz behutsam draufzulegen. Wenn wir sie dann darauf gebettet haben, müssen wir jeder einen Zipfel von der Decke nehmen, aufheben und dann hinauf zum Auto tragen.“ Und so transportierten wir die kleine Robbe dann auch hinauf und legten sie behutsam in den Kofferraum. Papa setzte sich zu uns nach hinten, damit er die Robbe im Blick hatte und nichts passieren konnte. Mama steuerte das Auto ganz langsam und vorsichtig nach Hause.

Als wir dort angekommen waren, stieg Mama aus, rannte so schnell sie konnte hinüber zur Garage und öffnete sie, damit sie hineinfahren konnte. Es musste ja nicht jeder gleich mitbe-

kommen, was wir da abluden. Denn unsere Nachbarn sind sehr unangenehme Leute und haben immer und überall eine große Klappe, auch wenn es sie nichts angeht. Die Chickenwings, besser gesagt, das blonde Gift und der fette Pflumpf, also ich kann sie nicht ausstehen.

In der Garage machte Mama das Tor von innen wieder zu und half uns, die Robbe herauszuheben.

„Wohin wollen wir sie bringen?“, fragte Papa.

„Hinauf ins Gästezimmer“, antwortete Mama, „dort ist es am besten.“

Wir trugen die kleine weiße Robbe gemeinsam hinauf und legten sie ins Bett. Dann standen wir wie angewurzelt und wussten nicht, was wir nun tun sollten.

„Ich habe eine Idee“, flüsterte Judith, „wir rufen einfach Onkel Manfred an, der kennt sich bestimmt aus. Und er kann uns Anweisungen geben, wie wir das Röbblein wieder gesundpflegen können.“

„Sehr gut“, stimmte Mama zu und klopfte Judith auf die Schultern. „Für was haben wir einen Tierarzt in der Familie. Wenn der uns nicht helfen kann, dann kann uns niemand helfen.“ Papa zischte daraufhin hinüber ins Schlafzimmer, wählte die Nummer und faselte ganz aufgeregt mit Onkel Mani.

„Er kommt in dreißig Minuten“, sagte er, „und er bringt auch

einiges mit, damit er ein paar Tests machen kann. Denn es ist nicht ausgeschlossen, dass die Robbe eine schwere Schädelfraktur hat. Er muss das abklären, um dem kleinen Tier nicht noch mehr Schaden zuzufügen. Wir sollen das Tier kühlen, meinte er, sonst könnte es sein, dass es auch noch einen Hitzeschlag bekommt. Und das wäre gar nicht gut.“

„Womit sollen wir es kühlen?“, fragte ich.

„Am besten wäre Eis“, antwortete Papa, „aber woher sollen wir so viel Eis bekommen?“

„Ich schlage vor“, meinte Mama, „wir nehmen alle Handtücher, die wir zur Verfügung haben, machen sie mit kaltem Wasser nass und legen sie der Robbe auf den Körper.“

Gesagt, getan, und so schufteten wir, was das Zeug hielt. Als wir dann unser Werk betrachteten, waren wir mächtig stolz auf uns selber. Wir warteten angespannt auf Onkel Mani. Endlich läutete die Türglocke und ich flitzte auch schon hinunter.

„Hi, Julian“, sagte er, „wie geht’s?“

„Gar nicht gut“, antwortete ich und war noch immer ziemlich aufgeregt. Onkel Mani sah mir nur in die verweinten Augen, und er wusste Bescheid.

„Na, wo habt ihr das Tier hingebracht?“, fragte er.

„Hinauf ins Gästezimmer. Und wir haben die Robbe auch schon mit kalten Umschlägen eingewickelt, so wie du es Papa gesagt hast.“

„Das habt ihr gut gemacht. Aber jetzt hilf mir bitte. Trag du bitte meine Tasche hinauf und sage deinem Papa, er soll herunterkommen, um einige Geräte aus dem Auto mit hinaufzutragen.“

„Mach ich.“ Schnell trug ich die schwere Tasche hinauf.

„Papa, du sollst Onkel Mani helfen, einige Sachen heraufzutragen, er schafft es allein nicht.“

Nach kurzer Zeit war das Gästezimmer vollgestopft mit Geräten. Onkel Mani untersuchte erst mal die kleine Robbe.

„Sieht nicht gut aus“, sagte er. Er schloss Gerät für Gerät an dem kleinen Körper an, eins für das Herz, das andere für die Lunge, ein weiteres für die Gehirnströme, damit er alles kontrollieren konnte. Dann musste er noch eine Nadel injizieren, damit er, wenn es notwendig sein sollte, ein Medikament einspritzen konnte.

„Was machst du da?“, fragte ich. „Warum tust du dem kleinen Tier noch mehr weh?“ Ich war richtig zornig.

„Hab keine Angst“, erwiderte Onkel Mani, „aber das muss sein. Das ist nur ein Venengang und den brauche ich, damit ich, wenn es sein muss, Vitamine und Arzneimittel hineinspritzen kann. Das ist nur zum Besten für das kleine Ding. Okay, Julian?“

„Ist ja schon gut“, erwiderte ich, „du weißt schon, was du tust.“ Und so arbeitete Onkel Mani wieder weiter, nach einiger